

Ernst Pfuhl

Autor(en): Karl Schefold
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1943

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/a44f2d13-4b0e-4f79-b56d-bae118c4a27d>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Ernst Pfuhl.

Von Karl Schefold

Unerwartet und unbegreiflich traf die Nachricht vom Tod Ernst Pfuhs seine Freunde. Erst vor drei Jahren war sein 60. Geburtstag gefeiert worden mit jener unvergeßlichen Aufführung der «Frösche» des Aristophanes durch die dankbaren Schüler; niemand kannte Pfuhl anders als in rastloser Arbeit, niemand hatte es wahrhaben wollen, wenn er von Leiden sprach, in denen er ein frühes Ende vorausahnte. Nun erlag er am 7. August 1940 auf der Heimreise von kurzen Ferien, die er sich nach dem Abschluß seines großen Werkes gegönnt hatte, nach ganz kurzem Kampf einem Herzschlag. Wie er im Leben von allen geliebt und geachtet war, so wurde er bei seinem raschen Tod betrauert, der nach dem stillen Leben um so mehr erschütterte. Dies Leben war so verborgen, daß erst in den Jahren nach dem Tode die Lücke ganz deutlich wurde, die Pfuhl gelassen hat als gütiger und wissender Freund, als Mitglied der Fakultät, als Lehrender und Gelehrter: der graue Mann mit den großen braunen Augen stand über der Laune der Zeit und über dem Streit der Interessen; wer in schwerer Lage war, dem gab er Kraft, sich an Dauerndes zu halten; wenn heftige Meinungen zusammenstießen, schwieg er, bis es still genug wurde, daß er das rechte Wort für die rechte Sache sagen konnte. Was er als richtig erkannt hatte, hielt er unbeirrbar fest, nicht leicht begeistert und rasch verzagt, sondern als ein Mann.

Die Trauer um den Lehrer und Freund wird es rechtfertigen, daß jetzt erst ein ausführlicher Nachruf erscheint. Die Rede, die Peter Von der Mühl bei der Trauerfeier hielt, sollte schon 1940 mit einem Schriftenverzeichnis und

weiteren biographischen Angaben herausgegeben werden. Unerwartete Schwierigkeiten verhinderten dies, und so hat P. Von der Mühl erlaubt, seine Rede in diesem Nachruf zu verwenden.

Ernst Pfuhl wurde am 17. Oktober 1876 in Charlottenburg geboren. Sein Vater, Johannes Pfuhl, war ein bekannter Bildhauer, dessen Werke man nicht nur auf den Plätzen deutscher Städte findet: jeden Basler, der Athen besucht, freut es, den Namen Pfuhl auf dem großen Denkmal am Hauptplatz der Stadt zu lesen, der Gruppe des Theseus im Kentaurenkampf. Der Gelehrtenfamilie seiner Mutter, Clara Meyer, verdankte Pfuhl die wissenschaftliche Anlage. So wurzelte der künftige Kunsthistoriker in künstlerischem und gelehrtem Boden, und plastische Probleme begleiteten ihn seit den Modellversuchen seiner Jugend. Als einziger Sohn eines Hauses feiner menschlicher Kultur wurde er aufs sorgsamste erzogen. Frühe Kränklichkeit zwang, den Besuch des berühmten Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin abzuberechen; aber Pfuhl erinnerte sich gerne der folgenden Schuljahre in Davos am Fridericianum unter seinem verehrten Lehrer Hofrat Mühlhäuser; dort bestand er das Abitur.

Die empfindliche Gesundheit versagte auch die Erfüllung des Knabenwunsches, Seemann zu werden. Nur wer Pfuhl näher kannte, merkte ihm an, daß der stille Gelehrte immer eine heimliche unbefriedigte Liebe zur See in sich trug, zu einem Beruf, der zur Hingabe des Lebens immer bereit ist. Noch bis kurz vor seinem Tode schrieb Pfuhl für die «Basler Nachrichten» über Flotten und Seekriegsführung und hielt sich immer über die neueste Entwicklung der Nautik auf dem laufenden; er besaß die Kenntnis eines Marinefachmanns.

Auf nur acht Studiensemester an der Berliner Universität folgte schon 1900 als Dissertation sein Buch «De Atheniensium pompis sacris»; trotz der lateinischen Fassung bis heute die anschaulichste Schilderung der Processionen im alten Athen. Sie verwendet die archäologi-

schen und literarischen Quellen, Landeskunde und Religionsgeschichte mit gleicher Sicherheit zu einem Gesamtbilde antiken Lebens. Solche umfassende geschichtliche Ausrichtung ist ein Grundzug von Pfuhs Werk immer geblieben, wenn auch später die kunstgeschichtlichen Fragen, vor allem die Stilanalyse, immer mehr in den Vordergrund traten. Ein anderer Grundzug, der immer blieb, ist die Bemühung, das Erbe einer großen Ueberlieferung der ganzen Altertumswissenschaft zu bewahren und weiterzutragen. Dadurch war er mehr als die andern Archäologen seiner Zeit bestimmt zu Werken wie dem über die Malerei und Zeichnung der Griechen, das eine ganze Epoche der Forschung zusammenfaßt, abschließt und der weiteren Untersuchung darreicht. Noch einen anderen verwandten Zug zeigt Pfuhl seit seinen ersten Arbeiten: die stete Dienstbereitschaft in der Gegenwart. Mit völliger Selbstverleugnung übernahm er die sprödesten Aufgaben, die keiner wie er gelöst hätte, und die ihn durch sein ganzes Leben begleiteten: neben dem Malereibuch die Gesamtveröffentlichung der ostgriechischen Grabreliefs.

Aus solcher Haltung ist es zu verstehen, daß Pfuhl sich unter seinen Lehrern am engsten an die Philologen Wilamowitz und Diels anschloß, mehr noch als an seine archäologischen Lehrer, und daß er trotzdem der Archäologie treu blieb. Von dem Archäologen Kekulé sprechen seine Schriften und Briefe selten; mehr und mit großer Verehrung von seinem anderen Berliner archäologischen Lehrer, August Kalkmann. Pfuhl ist weniger als andere Archäologen einer bestimmten Schule einzureihen. Er folgte dem Bedeutenden, nicht der Richtung. Immer wieder begegnet man in seinen Briefen und Arbeiten dem verehrten Vorbild des größten Archäologen seit Winckelmann und Brunn, Adolf Furtwängler. Wölfflin und der Münchner Archäologe Ernst Buschor, den die großen Aufsätze der zwanziger Jahre oft und dankbar nennen, hatten eine tiefe Wirkung auf ihn. Aber am meisten wußte er sich durch Wilamowitz und Diels gefördert, nicht nur wissen-

schaftlich, sondern auch persönlich. An sie wendet er sich mit allen Plänen wissenschaftlicher Unternehmungen.

Die anfängliche Tätigkeit am Berliner Museum befriedigte ihn durchaus nicht, und er gab sie nach kurzer Zeit wieder auf, um sich auf seine vierjährigen Studienreisen zu begeben, die wie bei jedem jungen Archäologen durch ein einjähriges Reisestipendium des archäologischen Reichsinstitutes erleichtert wurden. Die erste Reise begann Oktober 1900 in Oberitalien. Die Postkarten, die von dieser Reise an die Eltern berichten, haben schon den knappen, ausdrucksvollen Stil der «Ostgriechischen Reisen», jener köstlichen Reiseschilderungen, die wir 1940 als Gedenkeft für Pfuhl bei B. Schwabe herausgeben durften. Auch das Tempo der Reise ist schon so rasch wie später, und gleich die Sicherheit, das Bedeutende zu sehen und zu finden. Auffallenderweise schreibt er an die Eltern nur von der Kunst der Renaissance — was er über die Antiken dachte, die er sah, verschweigt er. Die Karten aus Rom enthalten vieles, das für die Zeitverhältnisse und den Schreiber bezeichnend ist. Die Italiener waren ihm zuerst zuwider. Erst nach der Rückkehr von der ersten Reise nach Griechenland beginnt er sie mehr zu schätzen, vertrauter mit der Art des Südens. Aber noch 1932 schreibt er aus Paris: «Man trennt sich schwer von dieser Stadt, die ein architektonisches Lebewesen ist, von ihren unendlichen Schätzen und ihrem Volk, das ebenso sympathisch wie das italienische, aber soviel feiner kultiviert ist. Gleichheit und Brüderlichkeit sind hier keine Phrasen . . .» Auf der ersten Reise 1900 gefiel ihm die italienische Küche besser als die Italiener: «Nur mit viel Oel kann man gutes Essen machen.» «Die Trattoria von gestern hieß ‚Zum gespaltenen Schädel‘.»

«In Villa Lante wurde ich reizend aufgenommen, Frau Helbig spielte mir sofort Beethoven vor, sie ist ein Erlebnis.» «Neulich war (bei Helbig, dem damaligen Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts) Konzert, völlig international, vier Botschafter, ein Gesandter, drei

Attachés, viele, viele schöne Frauen. Helbig kannte wie gewöhnlich keinen Menschen und stellte mich auf meine Bitte um eine Italienerin einer Russin vor . . . » «Sylvester bei Helbigs (1901) war wie zu erwarten. Helbig hat alle Qualitäten, die der Zentralkommission (des Archäologischen Instituts) fehlen, es ist eine wahre Freude, mit ihm zusammen zu sein. Dazu schöne Musik, schönen Punsch, schöne Römerinnen — was bei Römerinnen schön heißt: völlig grazie- und charmelos, brutal, grobrassig und feurig, scheinbar noch heut geeignet, Söhne zu haben, die die ganze Welt niedertreten — was indes jetzt den Engländern und uns obliegt. Der Polizeipräsident von Rom (Typ des römischen Schlächtermeisters) kommandierte den Tanz mit der Hundepeitsche; eine Quadrille habe ich auch mitmachen müssen. Soviel ist sicher: wenn ich Wechsel fältsche, geschieht es für eine Venezianerin, allenfalls für eine Florentinerin, für eine Römerin nicht. Delbrueck (später Professor der Archäologie in Bonn) war so eisig wie ein Engländer und sprach nur französisch, was die Römerinnen nicht können.»

«Man soll hier lernen, aber nicht schreiben. Wenn ich nur wüßte, wie ich in einem Jahr mit Italien fertig werden soll.» «Mit Delbrueck mache ich große topographische Gänge und lese abends mit ihm . . . Wenn ich meine eigene Schwester wäre, würde ich mich unheilbar in ihn verlieben.» «Die Tage haben Delbrueck und ich benützt, um die ganze hellenistische Kunstgeschichte zu machen. Nun muß die Sache finanziert werden . . . Vorläufig muß hier photographiert werden, später um das ganze Mittelmeer herum, schließlich müssen wir nach Aegypten und Syrien.»

Dieser offenbar auf Delbrueck zurückgehende Plan ist der Keim des großen Werkes über die ostgriechischen Grabreliefs. Pfuhs Auffassung von der weltgeschichtlichen Stellung des Hellenismus faßt die Basler Antrittsrede über die Wurzeln der hellenistischen Kunst (NJbb. 1909) zusammen: In bewußtem Gegensatz zu der zuerst von Riegl und Wickhoff vertretenen und heute allgemei-

nen Auffassung von der Bedeutung der römischen Kunst versuchte er zu zeigen, wie der Hellenismus, aus älterem griechischem Erbe erwachsen, dieses Erbe selbst unserer Welt weitergebe. Ein anderer Plan der römischen Zeit läßt ebenfalls Delbruecks Art erkennen. «Historische Aufnahme der römischen Dekoration auf Grund der datierten Monumente; es steckt darin eine ganze Kulturgeschichte.»

Bei solcher Richtung des Interesses ist es verständlich, daß Pfuhl nach einem ersten kurzen Aufenthalt in Griechenland gleich über Kleinasien nach Alexandria reiste. Er suchte die neugefundenen hellenistischen Werke in Alexandria und wollte seinen Freund Freiherrn von Bissing dort treffen. Von dort wäre er am liebsten «nach China weitergereist und über Amerika heimgekehrt». Aber die Aufgaben in Griechenland hielten ihn zurück. Die dort verbrachten Jahre ließen Pfuhl erst ganz er selbst werden. Wie tief er das Land in sich aufnahm, zeigt eine Fülle von Briefen, die die Veröffentlichung lohnen würden.

Wir wollen nur Stellen aus einem Brief mitteilen, die wenigstens für die Auffassung des Landes bezeichnend sind und für das scharfe Auge, mit dem Pfuhl immer die staatlichen Vorgänge verfolgte. Am 3. Juli 1903 schreibt er an die Eltern: «Sparta war großartig, aber seine Geschichte wirkt dort so stark, daß es einem unfrei zu Mute wird. Das reiche Land mit seinen mächtigen Oelwäldern liegt zwischen zwei hohen Gebirgen, dessen eines sich ganz steil aus der Ebene mit seinem zerklüfteten Schneekamm erhebt; nach dem Meer zu sind zahlreiche tiefe Terrainfalten eine Kette von Befestigungen. So muß die Heimat konservativer Beschränktheit aussehen. Paart sich damit militärischer Drill, so ist das Unglück der Nachbarn besiegelt. Auf den Spuren der Unterdrücker bin ich durch die mächtige Felsschlucht des Taygetos nach Messenien gezogen. Unerwartet erreicht man die Paßhöhe und sieht mit einem Blicke den blauen Golf von Kalamata und das ganze duftschimmernde Gartenland vor sich in der Tiefe liegen; erst ein langer Ritt an unglaublich steilen Felswänden entlang

führt herab. Bei der Rückfahrt durchquert man halb Griechenland, der eigenartigste Bilderwechsel, der in dem ewig neuen Glanze von Attika endet.

Aber auch die Neuspartaner sind unverächtlich: ein begabter tüchtiger Schlag, dessen verhältnismäßiger Wohlstand auf etwas ganz Eigentümlichem beruht: der dritte Teil aller jungen Leute geht nach Amerika, aber fast alle kommen nach fünf bis sechs Jahren zurück, da ihre Ersparnisse daheim den zehnfachen Wert haben. Kein Knabe, der nicht nach Amerika wollte. Die deutsche Levantelinie schickt jährlich viermal ein großes Schiff nach Gythion und befördert gegen 12 000 Menschen herüber. In der Post war ich mit einem Manne zusammen, der drüben eine Lederfabrik hat. Die Häute kauft er jährlich selbst in der Peloponnes ein.»

An den Briefen und Aufsätzen sieht man den Interessenkreis sich auf der Reise erweitern. Die antike Plastik mußte den Sohn des Bildhauers in den ersten Reisejahren am meisten beschäftigen. Adolf Furtwängler hatte in seinen «Meisterwerken» mit unvergleichlicher Kenntnis und Kühnheit versucht, aus dem ganzen Vorrat der römischen Kopien griechischer Plastik die Werke der großen griechischen Bildhauer wiederzugewinnen. Pfuhs erste Arbeit ist ein Echo dieses großen Versuchs; sie will die Gruppe des Diomedes und Odysseus herstellen, ein Werk des berühmten kretischen Bildhauers Kresilas, der durch sein Bildnis des Perikles am bekanntesten ist. Die folgenden Aufsätze gehören schon in den großen, durch Delbrueck angeregten Plan, den Hellenismus ganz zu bearbeiten. Alexandrinische und böotische Grabreliefs werden in heute noch unentbehrlichen Aufsätzen veröffentlicht, Fragen der Kunstgeschichte Alexandrias behandelt. Plastische Formprobleme werden hier noch energischer als in dem ersten Aufsatz angepackt.

Aber das geschichtliche Interesse trat vor das künstlerische. In den griechischen Grabreliefs besaß man eine unerschöpfliche Quelle nicht nur für die Kunstgeschichte

der griechischen Landschaften, sondern für die Anschauung antiken Lebens überhaupt und für das Verständnis griechischer Religion und Grabdichtung. Aber diese Quelle mußte erst erschlossen, die Fülle der Funde veröffentlicht werden. Schon 1901 hatte Pfuhl als Stipendiat in Pergamon mit Alexander Conze, dem hochverdienten Herausgeber der attischen Grabreliefs, über diesen Plan gesprochen; 1904 übernahm er endgültig die riesige Aufgabe. Er ging den schlichten Denkmälern meist nur sehr handwerklichen Könnens und eines oft nur schwachen Abglanzes griechischen Empfindens mit der Liebe nach, die zu allen Aeüßerungen griechischer Seele trägt, wer sie wirklich liebt. 1905 und 1907 erschienen in Aufsätzen über das Beiwerk auf den ostgriechischen Grabreliefs die ersten Früchte umfassender Vorarbeiten auf Reisen nach Kleinasien, Italien, Paris und London (1904).

Neben die Beschäftigung mit der Plastik, neben die Bearbeitung schon ausgegrabener Werke trat dann schon in den ersten Stipendiatenjahren ein anderes großes Arbeitsgebiet: die Bodenforschung. Der bekannte Ausgräber von Thera, der antiken Hauptstadt der Vulkaninsel Santorin, Freiherr Hiller von Gärtringen, übertrug Pfuhl die Ausgrabung archaischer Gräber dieser Stadt, einer Nekropole, deren wunderbarer Reichtum auf den Kykladen nur durch die Gräber des Apollonheiligtums von Delos übertroffen wurde. Der junge Ausgräber fand ganze Schätze archaischer Keramik aus den verschiedensten Orten, nicht nur aus Thera selbst, sondern aus Paros, Korinth, Athen, Kreta und vielen anderen Zentren griechischer Kunst, die man nun durch die wohlerhaltenen Fundstücke von Thera besser kennenlernte. Die rasche und sorgfältige Veröffentlichung gab neue Anschauung der Mannigfaltigkeit und Schönheit archaischer Keramik, sie schied sorgfältig die Gattungen und gewann neue Einsichten in die griechische Handelsgeschichte. Pfuhl hatte sich damit als einer der besten Kenner archaischer Keramik ausgewiesen und wurde als solcher später gebeten, im Handbuch der Ar-

chäologie dies Gebiet darzustellen, im Zusammenhang einer Gesamtdarstellung der antiken Malerei. Daraus wurde dann später das Werk über Malerei und Zeichnung der Griechen, das unabhängig von dem wegen des Weltkrieges aufgegebenen Handbuch erschien.

Eine weitere Frucht der Arbeit in Thera ist der Aufsatz über die Geschichte des Kurvenbaus 1905. Er zeigt, wie der in der europäischen Vorgeschichte verbreitete Kurvenbau auch noch in der klassischen griechischen Zeit ein wenig beachtetes, aber bedeutendes Dasein führte und seit dem Hellenismus von neuem wichtig wurde. Die Geschichte des griechischen Hauses hat Pfuhl immer weiter beschäftigt. Noch in seinen letzten Jahren stellte er es als Thema einer Dissertation; am ausführlichsten schrieb er darüber in der Festschrift für den Zürcher Archäologen H. Blümner.

Es blieb Pfuhl versagt, die Bodenforschung auch später fortzusetzen. Der Grund war nicht nur der, daß die Schweiz nicht wie andere Staaten eigene Ausgrabungen im Süden unternimmt, sondern ihn lockte mehr die Lehr-tätigkeit und Forschung an der Universität. Aber der Aufenthalt in Griechenland ist doch bestimmend für sein Leben geworden. Die griechische und die römische Erde nahmen seinen Geist in Besitz, in Reisen, die ihn immer weiter in die klassische Oikumene führten, von der Provence bis nach Syrien und ins Ostjordanland. Bis der Krieg es verhinderte, hat er in den letzten Zeiten seine Ferien jährlich in Italien zugebracht, auch ihm gehörten Hellas und Rom zusammen.

Pfuhrs zweite Sprache wurde das Neugriechisch. Seit jenem ersten griechischen Aufenthalt klang es täglich an sein Ohr, tönte es von seiner Zunge. Pfuhl fand in Athen einen griechischen Menschen, die Verwirklichung jener Art, deren geschichtliche Bestimmung es ist, Menschentum am reinsten zu verkörpern. In Athen verband er sich mit Sophia Rhusopulos, der Tochter des griechischen Archäologen. Die Harmonie einer Ehe, die 36 Jahre lang zu täglichem Glück neu erblühte, haben wir als etwas

kaum Vergleichbares empfunden, wir alle, die wir die Ehre hatten, das Haus Pfuhl-Rhusopulos zu betreten, die Feste mitzufeiern; denn es war jedesmal ein Fest, soviel Charis, hellenische Freude, breitete ihre Strahlen aus.

Im Jahre 1905 habilitierte sich Pfuhl in Göttingen. Es war die große Zeit der Göttinger Philologie, über der die Sterne erster Größe: Leo, Schwartz und Wackernagel standen. Trotzdem, auch der junge Privatdozent hat von der ersten Vorlesung an zu diesem Licht sein Teil beigetragen. Wie hat der neue Ankömmling den verwöhnten Studenten, anders als andere, gleich imponiert! Als er durch die Vorlesung über Totenkult in die antike Religion einführte, als er im Kolleg über Vasenmalerei, die Urzelle des Meisterbuchs, die großen Vasenmaler lieben lehrte und freigebig, weil das Semester alles nicht faßte, ein weiteres Semester schenkte. Er besaß ein Wissen und Können, einen Geist und ein Urteil, die alle bewunderten. Er trat in die akademische Laufbahn ein mit der Sicherheit des dazu Berufenen.

Als Basel 1909 Ernst Pfuhl auf den archäologischen Lehrstuhl holte, zunächst als E. O., schon Anfang 1911 als Ordinarius, bekam es den dazu befähigsten jungen Archäologen.

Seitdem, in über 31 Jahren, in 63 Semestern, vom Mai 1909 bis zum August 1940, hat Pfuhl unserer Universität Ruhm gebracht, mehr als er es selber wahrhaben wollte, mehr als er der breiten Öffentlichkeit davon Notiz zu nehmen gestattete. Wo überall in der Welt klassische Studien getrieben werden, nicht nur Archäologie, wird der Name Pfuhl von Basel mit Ehre genannt. Das archäologische Seminar, die am besten ausgerüstete archäologische Bibliothek der Schweiz, die Möglichkeit zu einer sachgemäßen Demonstration gehen auf seine Initiative zurück. Wir vergessen nicht die trefflichen Männer, die vor ihm hier klassische Archäologie lehrten; aber ein archäologisches Studium wurde hier erst seit Pfuhl und durch Pfuhl möglich.

Der Ausbau der Sammlung der Gipsabgüsse, aus einer Sammlung von Abdrücken von Kopien zu einer solchen von hellenischen Originalen, hat er wesentlich gefördert. Dank persönlichen Beziehungen und Bemühungen verschaffte er uns besonders gute Exemplare. Manche Sommer hindurch hat Pfuhl viele Kunstfreunde zu dem abseits von der Straße gelegenen Schönen, das die Skulpturhalle barg, geführt. Daß Unterricht und Allgemeinbildung durch die jahrelange Magazinierung der Gipse zu kurz kamen, schmerzte ihn. Die Neuausstellung hat er nun nicht mehr erleben dürfen, so wenig wie die besseren Räumlichkeiten des Seminars im Neubau der Bibliothek.

Im übrigen galt Pfuhs Arbeitskraft ganz dem Schreibtisch und dem Dozentenstuhl. Er war kein Mann der Öffentlichkeit, wenn er auch nach guter Basler Ueberlieferung oft mit Publica und Vorträgen vor einen größeren Hörerkreis aus der Stadt getreten ist und uns andere Blicke in die Schätze, die er verwaltete und die er besaß, tun ließ — das letztemal wohl damals, als er an der Jahressitzung der Akademischen Gesellschaft in jenem köstlichen, geistvollen Vortrag uns zeigte, was auch so unscheinbare Denkmäler wie die kleinasiatischen Grabreliefs an eigenümlichem Reiz und an eigenümlicher Religion enthalten. Was seine Lehre seinen Schülern bedeutete, haben dankbare Nachrufe bekannt. Nach außen, in die ganze wissenschaftliche Welt hinein, wirkten seine Schriften. Schon ihren Umfang dürfte man bewundern; wenn man aber sieht, was jede Seite Pfuhs an zusammengedrängter Fülle der Gedanken, der Erörterungen, der Hinweise faßt, wird man eine solche Leistung schwer begreifen.

Dahinter steht eine Strenge der Konzentration zur Arbeit, ein Wissen um den Ernst wissenschaftlicher Arbeit, ein Sich-verantwortlich-Fühlen gegen das Große, um das es sich handelt, eine Achtung vor allen Gleichstrebenden, seien sie auch Gegner, die ihre Wurzeln hatten in dem Gehalt seiner Persönlichkeit. Pfuhl war ein Arbeiter von antiker Selbstzucht, keinen Tag der Woche setzte er aus,

und durch die Arbeiten an den Sonntagen hat er, wie er etwa sagte, Jahre gewonnen; dabei mußte der Geist einen sich widersetzenden Körper überwinden. Es war Freude und Pflicht zugleich. Bei aller Meisterschaft und Leichtigkeit der Rede gebärdete sich Pfuhl nie als der Herr seiner wissenschaftlichen Welt; in ihm lebte das Ethos, das Generationen von Altertumsforschern das Gepräge gab, das jede freie Stellungnahme zum Objekt gestattet, nur nicht die, die Alten zum Feld sich selbst bespiegelnder Rhetorik zu machen. Er ließ nichts außer acht: wer hat wie Pfuhl auch dem geringsten unter den Mitarbeitern, dem jüngsten Anfänger dadurch, daß er ihn ernst nahm, Anerkennung und Aufmunterung zuteil werden lassen? Dieser gelehrteste unter allen lebenden Archäologen — denn das war Pfuhl — war auch von seltener Güte und Bescheidenheit.

Aus den ersten zehn Jahren seiner Lehrtätigkeit stammt eine Fülle von Rezensionen und Arbeiten für die große Realencyclopädie der Altertumswissenschaft, teils Früchte der Stipendiatenzeit und der Arbeit in Thera, teils Ergebnisse der aufs sorgfältigste vorbereiteten Vorlesungen. Immer mehr trat die Malerei in den Vordergrund der Arbeit.

Ein Basler akademischer Vortrag faßt Pfuhs Auffassung von der Geschichte der griechischen Malerei zusammen (1911). Aus der literarischen und aus der monumentalen Ueberlieferung erschließt er die Raumbildung in der klassischen griechischen Malerei und erklärt die «Skia-graphie» des Apollodor als eine einheitliche, die ganze Darstellung umfassende räumliche Licht- und Schattengebung in Verbindung mit Linearperspektive. Was diese «Schattenmalerei» von der des Hellenismus und der neueren Kunst unterscheidet, hat Pfuhl später immer genauer herausgearbeitet. Die Auseinandersetzung über die Frage ist noch immer in Fluß, ob die illusionistische Raumbildung der römischen Kunst der hellenistischen entspräche und eine geradlinige Weiterbildung der älteren griechischen sei, wie Pfuhl annahm, oder ob sie grundsätzlich verschieden sei von der griechischen Art, den

Raum aus plastischen Körpern aufzubauen. 1932 hat Pfuhl seine Auffassung nochmals präzisiert in dem Aufsatz über Zeit und Stil der Nike von Samothrake: Er stellt diese in den Raum hinausstrebende plastische Komposition als einen Schritt dar auf dem Weg zum Sinn für Fernsicht in den »späthellenistischen« Odysseelandschaften.

Von 1912 an wird die Reihe der Aufsätze für zehn Jahre lichter — es sind die Jahre des Weltkriegs und intensivster Arbeit an dem großen Malereibuch, die nur einige Hinweise im Anzeiger und Rezensionen begleiten. Der Gedanke, unmittelbar und über seine Verpflichtung als Dozent hinaus auf das große Publikum zu wirken, lag Pfuhl aus einer gewissen Bescheidenheit fern; ein kleiner und doch sehr gelehrter Ansatz in dieser Richtung ist eine immer wieder aufgelegte und mit antiken und Böcklinischen Bildern illustrierte Ausgabe von Gustav Schwabs Sagen des klassischen Altertums (1913).

Das erste große Hauptwerk seines Lebens, die »Malerei und Zeichnung der Griechen«, erschien dann 1923, ein Monument geistiger Durchorganisation eines gewaltigen Stoffes und eine Aufarbeitung der Forschung eines Jahrhunderts, zugleich menschlich rührend durch die Dankbarkeit gegen jeden seiner Vorgänger. Es wurde eine Epoche der Wissenschaft zusammengefaßt von einem Kenner und von einem Könner, der auch vielfach die Forschung weitertrieb. Seither ist man gerade hier, durch Pfuhs Grundlegung, unendlich erleichtert und gefördert, mächtig vorwärts gekommen. Und doch: wer wagt zu erwarten, daß je ein neuer Pfuhl den unsrigen ersetzen kann?

Pfuhl selber war sich, ohne allen Stolz, bewußt, daß die Entsagung, die in der Abfassung eines solchen Handbuchs liegt, nicht jedermanns Sache sei. Gerade deshalb plante er für die Zukunft noch ein ähnliches Werk über die Plastik, das schon mit dem Verlag besprochen war. Die Bildhauerei hatte ihn im Grunde noch tiefer beschäftigt als die Flächenkunst, und wenn wir an den Pfuhl der letzten Jahre denken, steht er uns vor allem als der Ana-

lytiker der Plastik im Sinn. Auf die schwere Anstrengung des Malereibuches folgt die große Reihe der Abhandlungen über Fragen aus der Geschichte der griechischen Plastik in den Zeitschriften des Archäologischen Reichsinstitutes. Für die Veränderung von Pfuhs Auffassung seiner Wissenschaft ist es bezeichnend, daß er nun nicht den alten Plan einer Gesamtbehandlung des Hellenismus wieder aufnahm, aus dem die Arbeit an den Grabreliefs hervorgewachsen war, sondern daß er sich den Meisterwerken griechischer Kunst zuwenden wollte. An die Stelle der weitgreifenden Geschichtskonstruktionen tritt die Vertiefung in das bedeutende Einzelwerk. Die «Meisterwerke griechischer Zeichnung und Malerei» sind das schönste Zeugnis der neuen Einstellung, ein Buch, das denn auch von dem Meister der Vasenforschung, J. D. Beazley, ins Englische übersetzt wurde.

Dieselbe Bemühung unterscheidet die Aufsätze über Plastik von früheren Arbeiten. Das Aufzeigen entwicklungsgeschichtlicher Zusammenhänge wird der Analyse des Einzelwerkes untergeordnet, immer wieder auf die Einmaligkeit jeder geistigen Schöpfung hingewiesen. Eine Hauptthese dieser späteren Aufsätze hängt damit zusammen: die von der Selbständigkeit der attischen Kunst. Mit Recht werden die früher üblichen Erklärungen des Stilwandels in Athen aus immer neuen ionischen Einflüssen abgelehnt. Bei Werken, die an einem bedeutenden Kunstzentrum zusammengefunden werden, muß man versuchen, die Mannigfaltigkeit aus der Kraft der einheimischen Meister zu erklären, und erst wenn dies nicht gelingt, darf man auswärtige Künstler erschließen. Wenn dies in den letzten Jahren immer mehr gelungen ist, so ist dies kein Rückfall in den von Pfuhl bekämpften Fehler, sondern ist erst durch ihn möglich geworden.

Die älteren Aufsätze beschäftigen sich noch vorwiegend mit Fragen der Datierung und der Interpretation neben denen nach der Kunstschule und ihrer Eigenart. Später tritt die Stilanalyse immer mehr in den Vordergrund, bis

die Fragen der Zuweisung an bestimmte Bildhauerschulen wieder ganz zurücktreten. Im Ausgleich stehen die beiden Richtungen des Interesses in der bedeutenden Abhandlung über «Artemis von Ariccia, Athene von Velletri und die Amazonen» (1926). Hier wird die Geschichte der frühklassischen Gewandfigur und die des Kresilas meisterhaft behandelt, vor allem die viel besprochene Frage entschieden, welche der Amazonen dem Pheidias, dem Polyklet und dem Kresilas zuzuweisen sei. — Ein Parergon der Arbeit an den Grabreliefs ist der Aufsatz über «Spätionische Plastik» 1935. An die Stelle des Phantasiebildes einer führenden ostionischen Kunst klassischer Zeit wird das wahre Bild dieser Kunst gesetzt, die sich nur langsam von den Formen ihrer Blütezeit, der archaischen, entfernen kann und dann immer mehr unter den Einfluß der attischen Kunst kommt, aber doch nie einheimische Art verleugnet. Bis zu unbedeutenden Grabreliefs herab weist Pfuhl diese einheimische Art nach und bereitet so die kunstgeschichtliche Auswertung des Grabreliefcorpus selbst vor. Eine Gruppierung nach lokalen Mittelpunkten hat er nicht mehr vorgenommen, deshalb auch die Versuche nicht mitgemacht, die einzige bedeutende eigenständige plastische Schule Ioniens in klassischer Zeit in Paros nachzuweisen. Die Neigung seiner ersten Arbeiten drängt sich wieder vor, den Gesamtrichtungen und -entwicklungen die Einzelercheinungen unterzuordnen.

Die Aufsätze über die Kunst des 4. Jahrhunderts und des Hellenismus dagegen verwenden neue oder bisher ungenügend benützte Monumente für die Orts- und Zeitbestimmung; insbesondere werden die «Untersuchungen der Komposition (Syntax) durch eine Formenlehre des Hellenismus ergänzt», ausgehend von den Bildnissen und Bildnisstatuen. 1927 erschien das Buch über die Anfänge der griechischen Bildniskunst. Die Warnung, in archaischen und klassischen Werken Bildnisse im modernen Sinn zu sehen, ist ein Schritt auf dem Wege, an Stelle moderner Begriffe für die antike Kunst wirklich adäquate

zu finden. Eine reizvolle Ergänzung gibt die kleine Schrift über griechische und ägyptische Mumienbildnisse mit feiner Analyse der Individualität der Dargestellten (Jahrbuch «Die Ernte», 1935).

Baugeschichtliche Untersuchungen traten in den späteren Jahren ganz zurück, jedoch bekam in den Vorlesungen die Architektur den gebührenden Teil, gerne in Verbindung mit topographischen Problemen. Für den Kenner des antiken Landes standen die Bauten auf ihrem Boden, und die Tempel waren für Pfuhl auch Denkmäler antiker Religiosität. Die großen Kultstätten haben ihn neben Athen am meisten gefesselt. Ein eigener Glanz lag auf seinen Vorlesungen über Pompeji, in denen er mit Witz und Humor, mit mitschwingender Teilnahme diese reiche und doch so einfache Welt ins Leben zurückrief und aus ihren geschichtlichen Grundlagen erklärte.

Den Plan eines Handbuches der Plastik hat Pfuhl schließlich dem Corpus der ostgriechischen Grabreliefs aufgeopfert, einer Riesenarbeit, die die drei letzten Lustren seines Lebens bestimmte und unmittelbar vor seinem Tode fertig wurde. Schon die Beschaffung des Materials aus dem fernen, nun barbarischen Lande war mühsam und oft verdrießlich, nur einem Mann möglich, dem aus weiter Ferne Vertrauen geschenkt wurde. Was das Corpus auch den Religionshistorikern und Philologen bringen wird, lassen schon die früheren Aufsätze ahnen, die hin und wieder einen Ausdruck, eine Vorstellung in einem Grabepigramm verständlich machten, und diese Gedichte gehören doch zum schönen Wenigen, was von der griechischen Lyrik blieb. Neben dem zweiten Lebenswerk blieb keine Zeit zu größeren Abhandlungen, doch brachte jedes Jahr noch kleinere Bemerkungen in den Institutsschriften, meist im Anschluß an die Grabreliefarbeit. Zur Neuausgabe des Tafelbandes seiner «Malerei», in «Pfuhl-Schefold, Tausend Jahre griechischer Malerei», schrieb er noch im Juli 1940 ein Geleitwort.

Ueberblickt man die ganze Reihe der Bücher und Auf-

sätze, so bewundert man eine allumfassende Kenntnis von Denkmälern und Literatur, scharfsinnige Stellungnahme zu den großen Problemen, ein Urteil, das sich auf eine Gesamtvorstellung gründet, nie an der Einzelbeobachtung kleben bleibt. Im ganzen Werk ist die Grundhaltung hingebungsvoller Dienst an der Wissenschaft. Nirgends spürt man Laune oder Willkür, Sucht nach Neuem um jeden Preis, überall das Bemühen um das Richtige, Gerechte und Gesunde. So sind Leben und Werk von einer bewundernswerten Geschlossenheit.

Wie wir oben viele Stellen wörtlich aus Peter Von der Mühl's Rede übernehmen durften, so wollen wir auch mit seinen Worten schließen: «Die jugendliche Klugheit des Griechentums fand in Pfuhl den adäquaten Interpreten. In dem Manne mit dem würdigen Silberbart wohnte eine Affinität zum Jugendlichen, und Pfuhl war, wie jedermann weiß, der nur einige Worte mit ihm sprach, ein selten kluger Mann.

Er besaß die Unabhängigkeit des Geistes, die die Griechen von ihrem Liebhaber fordern. Und das mußte sich auch für die andern Gebiete des Lebens zeigen. Ohne seine Stellung zu verbergen, wußte Pfuhl's Urteil auch andersartigen Urteilen gerecht zu werden, in menschlichen, sozialen, politischen Dingen, zu denen der praktisch zurückhaltende Mann das unmittelbarste Verhältnis hatte. Aus Einsicht hielt er sich vor dieser Aktivität zurück, aus der Einsicht, daß ein echter Gelehrter zu sein, den Einsatz der Persönlichkeit kostet.

Pfuhl war ein Professor; sein Leben und das Werk seines Lebens hat er so gestaltet, die hohe Idee, die er von der Würde des Berufs des Gelehrten hatte, auszufüllen. Er hat sie, soweit es den Menschen gelingt, erfüllt. Unsere Universität ist ihm dafür, daß er ihr Ehre machte, dankbar. Er starb auf der Höhe der Tätigkeit, rasch, ehrenvoll; wir beneiden ihn.»